

Briefkasten

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **16 (1932)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

den Deutschschweizerinnen ganz fern liegt. Den meisten fehlte es dazu auch an der nötigen Vorbildung. Es mag dies davon herrühren, daß man sich an den Mittelschulen der deutschen Schweiz wohl ungeheuer anstrengt, den Schülern eine gute Aussprache des Französischen beizubringen, es dagegen für völlig nebensächlich hält, sie an die richtige Aussprache der deutschen Hochsprache zu gewöhnen. Wie mir von zuverlässiger Seite mitgeteilt wird, bemüht man sich indessen seit einigen Jahren in manchen Kantonen, mit diesem unbegreiflichen Schlen-drian zu brechen¹⁾. B. Freuler, Iferen.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

„Aus der Schule entlassen, wollten die Großeltern den Angeklagten ein Handwerk erlernen lassen.“ Was soll da falsch sein?

Natürlich wollte der gute Mann sagen, der jetzt Angeklagte sei seiner Zeit aus der Schule entlassen gewesen; wir aber sind gewohnt, solche Mittelwörter auf den Satzgegenstand zu beziehen und haben daher das Recht, „entlassen“ auf die Großeltern zu beziehen, was hier widersinnig ist und deshalb lächerlich wirkt. Es gibt wohl Fälle, wo ein Mittelwort auch auf die Ergänzung im Wenfall bezogen werden kann: „Beiliegend erhalten Sie . . .“ oder „beiliegend senden wir Ihnen . . .“, was aber von ganz strengen Sprachmeistern auch angefochten wird, da ja weder der Absender noch der Empfänger beiliege. Unser Gerichtsberichterstatter nimmt es aber entschieden zu leicht. Er möchte sagen: Den aus der Schule entlassenen Angeklagten wollten die Großeltern ein Handwerk erlernen lassen. Aber ganz abgesehen von der stilistischen Schwerefälligkeit stimmt da auch sachlich etwas nicht: Als der Bursche aus der Schule entlassen war, war er noch nicht Angeklagter. Wir werden schon sagen müssen: „Als er aus der Schule entlassen war“ oder „Nach seiner Schulzeit wollten ihn die Großeltern ein Handwerk lernen lassen“ — aus dem Zusammenhang wird sich schon ergeben, daß der heutige Angeklagte gemeint ist.

Noch schlimmer ist aber der Satz: „Als reiner Zweckbau ist von allem überflüssigen Zierrat abgesehen worden.“ Die Bestimmung „Als reiner Zweckbau“ kann sich als Werfall nur auf den Satzgegenstand beziehen; der Satz ist aber unpersönlich; er hat gar keinen richtigen Satzgegenstand. Richtig wäre: „Als reiner Zweckbau ist sie (die Wirtschaft) von allem überflüssigem Zierrat freigehalten worden.“ Lehrgemäß richtig, aber stilistisch häßlich wäre: „Als bei reinem Zweckbau ist v. a. u. Z. abgesehen worden.“ (Zierat ist ein nicht gar seltener Schreibfehler für „Zierat“. Die Auffassung, das Wort bestehe aus „Zier“ und „Rat“, ist zwar nicht widersinnig, denn wir haben ja ähnliche Wörter wie Hausrat, Vorrat, Unrat; aber die Sprachgeschichte beweist, daß wir es hier mit der Ableitungssilbe -at zu tun haben wie in „Heimat“ und ähnlich in „Monat, Armut, Kleinod“).

Aber was will man schließlich sagen, wenn man bei Goethe ganz ähnlich lesen kann: „Als Schwager wird's schon gehen“ oder „Unter der Linde, die ehemals, als Knabe, das Ziel und die Gränze meiner Spaziergänge gewesen“ oder bei Schiller: „ . . . seinen, als Dozent schon sehr gesunkenen Credit“? In allen diesen Fällen ist überhaupt kein Wort vorhanden, mit dem das durch „als“ angeknüpfte Wort im Fall übereinstimmen könnte.

¹⁾ Wie zu des Verfassers Beitrag in Nr. 5/6 schon angedeutet, ist es in der Tat so. Immerhin würde noch mancher Sekundarlehrer nicht angestellt, wenn seine französische Aussprache nicht besser wäre als seine deutsche.

Aber auch wo ein solches Wort vorhanden ist, wird die Uebereinstimmung oft vernachlässigt; so dankt sogar Goethe „für Ihren lieben Brief, als ein Vorläufer Ihrer baldigen Ankunft,“ und Schiller schreibt: „Mit Hannover bloß als deutscher Reichsstand“. Besonders wenn das mit „als“ angeknüpfte Wort vorangeht, tritt leicht der bloße Werfall ein: „Als Arzt . . . wäre in Weimar gewiß etwas für dich zu tun“ (Schiller). Auch bei der Verbindung mit „wie“ wird „gesündigt“, kann doch sogar ein Sturm schreiben: „Mir war wie ein Seliger.“

Aber diese Männer waren nicht große Schriftsteller, weil sie so schrieben, sondern obson sie so schrieben, und es ist nicht gesagt, daß sie heute noch so schreiben würden. Trotz allen Klagen über Verwilderung des Sprachgefühls kann man doch auch Anzeichen einer Festigung und Verfeinerung beobachten, auch in der Lehre von den Fallformen.

Man weiß manchmal auch nicht, ob es sich nicht um einen bloßen Schreib- oder Druckfehler handle. Z. B. wäre das möglich in Nr. 591 l. J. der N. Z. Z., wo ein Mitglied die Stelle rot anstreicht: „Der Zonenprozeß, der zu einem auf das strikte Recht gestützte Urteil führen kann, . . .“. Dagegen ist ein Druckfehler nicht möglich in Nr. 1008: „ . . ., daß die Gasmaske als Abwehrgerät ein äußerst wichtiger individueller Ausrüstungsgegenstand des Wehrmannes bildet.“ Und wenn es in einer Citro-Anzeige (Nr. 501) heißt: „Giuseppe, der Maurer, trinkt kein Alkohol,“ so ist das einfach liederlich. Ebenso der Satz in Nr. 468 l. J.: „Da der Prinz entgegen dem Wunsche seines Oheims, dem König von Schweden, eine nicht standesgemäße Ehe eingegangen ist, . . .“.

Neues Beispiel zur Ueberlegung:

„Das Aquarium soll eines der größten und bestein-gerichtestften der Welt werden“ (N. Z. Z., Nr. 715 l. J.).

Briefkasten.

Geehrter Herr Briefkasten,

Ist es Ihnen noch nicht aufgefallen, wie sehr in unsern bessern Zeitungen die sogenannten Auslandskorrespondenten an der doch wirklich schon ohnehin starken Verwilderung der Sprache und des Stils arbeiten? Der aus Paris schreibende Mitarbeiter der N. Z. Z. zum Beispiel leistet sich zuweilen entsetzliche deutsche Sätze. So lese ich in Nr. 2512: „Brocksdorff-Ranzau hatte von der Abschaffung der allgemeinen Dienstpflicht . . . geschrieben und war von den Alliierten nicht widersprochen worden“ — wörtlich nach einem französisch gedachten Satze, etwa: *et il ne fut pas contredit*. In derselben Spalte leistet sich derselbe Verfasser den Ausdruck: „Panzerkreuzer, welche die alliierten Schiffe überklassieren“. Glauben Sie nicht, die verantwortliche Leitung des Blattes dürfte solche liederliche Zuschriften mit dem Rotstift überarbeiten? Die N. Z. Z. ist doch die Zeitung der Gebildeten unserer Gegend. Und was sagen Sie zu dem folgenden geradezu blödsinnigen Satz, der in derselben Nummer derselben Zeitung steht, und nicht in der Pariser Zuschrift, sondern unter dem Strich?:

„Die Kunst des alten Mexiko und Peru bildet eine der geheimnisvollsten, auch der Wissenschaft am wenigsten bekannten Offenbarungen des menschlichen Geistes, die Reiche der Azteken und der Inkas, die im 16. Jahrhundert von den goldgierigen spanischen Eroberern vernichtet wurden, haben sich als Ausläufer viel älterer selbständiger Kulturepochen erwiesen, was aber seit Alexander von Humboldt durch Grabungen und Erforschung indianischer Ueberlieferungen aus dieser verschollenen Kultur, deren Anfänge Sahagun, der beste alte Kenner Mexikos, schon in das 5. Jahrhundert v. Chr. verlegt, ans Licht gezogen und in den Museen zur Schau gestellt worden ist, verfest den Laien, der sich der Kontroverse der Ethnologen und ihrer noch immer ansichtbaren Deutungsversuche ausgeliefert sieht, in einen Betäubungszustand, der den Genuß an der Schönheit der gefundenen Gegenstände und einen Ueberblick über die Bedeutung des künstlerischen Gesamtphänomens vereitelt.“

Wie oft müssen Sie diesen Satz lesen, bis Sie ihn verstehen? Benz Züripeter.

Antwort. Lieber Benz! Den Fall vom „nicht widerprochenen Broddorff-Kanzau“ muß ein unverbildetes Sprachgewissen in der Tat als Fehler empfinden. Man hat sich zwar schon daran gewöhnt, daß Behauptungen oder Anklagen unwiderprochen bleiben, was eigentlich auch nicht möglich ist, weil „widerprechen“ den Wenigsten verlangt und nur zielende Tätigkeitswörter in die persönliche Leideform gebracht werden können. Hieher gehört auch der General, der sich „gefolgt von seinen Offizieren“ in die Kirche begab. Das ist eigentlich auch falsch, aber sehr häufig, und auch diesen Fall könnte man sich aus dem Französischen erklären, wo *suiivre* befanntlich den Wenigsten regiert, wo man also richtig sagen kann: „suivi de ...“ Es ist aber hier nicht nötig, Einfluß des Französischen anzunehmen; es kann einfach das *Bedürfnis* nach einem kurzen Ausdruck sein, was hier die Fesseln der Sprachlehre gespannt hat; denn sonst wäre man ohne einen etwas umständlichen Nebenatz nicht aus („Der General, dem seine Offiziere folgten“). Aber auch wer den „General, gefolgt von seinen Offizieren“ schludt, wird wohl nicht sagen: „Der General war von seinen Offizieren gefolgt“, und wenn man auch eine „unwiderprochene Behauptung“ gelten lassen will, wird man nicht sagen, eine Person sei unwiderprochen geblieben, denn da stört uns die Abweichung von der sprachlichen Logik stärker, und es ist ein Unterschied, ob ein solches Mittelwort nur als Beifügung erscheine oder als Bestandteil der Sagensage. Es müßte also in dem von Ihnen beanstandeten Satz heißen: „... und es war ihm nicht widerprochen worden.“ — Mit dem „Ueberklassieren“ haben Sie recht. Das ist wie das berichtigte „einmal mehr“ für *une fois de plus* oder *once more*, über das sich gleichzeitig ein anderer unserer Leser beklagt und das wir schon früher angefochten haben (VII. 1/2), eine bloße Bequemlichkeit des Uebersetzers; es hat mächtig um sich gegriffen, aber immer wieder bricht das natürliche Sprachgefühl durch, das in diesen Fällen „wieder“ oder „wieder einmal“ oder ähnlich sagt, und so kommt das wundervolle „wieder einmal mehr“ zustande, wo die Wiederholung richtig „wieder einmal mehr“ ausgedrückt ist mit demselben Scharfsinn, mit dem man von einem weisen Schimmel spricht. Gewiß sollte der Schriftleiter mit dem *Koistift* auch verbessernd wirken, nicht nur fürzend. Aber bei der Presse herrscht eben immer Eile. Einen Beitrag zu verbessern, bevor er sich für die Aufnahme entschlossen hat, das kann sich ein Schriftleiter nicht leisten; ihn aber nach dem Entschluß zur Aufnahme nochmals durchzugehen (außer etwa zum Kürzen!) — woher die Zeit nehmen? So erklären sich die Unglaublichkeiten, die in den besten Zeitungen vorkommen.

Den langen letzten Satz habe ich (da Sie mich ausdrücklich fragen!) nur dreimal lesen müssen, weil ich beim zweiten Male die glückliche Entdeckung machte, daß er gar nicht so übel ist, wie er scheint; der Mann versteht sich nur nicht auf die Satzzeichen. Er kennt wie ein Dienstmädchen außer dem Schlüsselpunkt, den er auch nicht recht beherrscht, nur das Komma. Wenn wir nach „Geistes“ (Zeile 3) einen Punkt setzen und nach „erwieisen“ (Zeile 6) einen Strichpunkt, dann wird das Satzangeheuer bedeutend zahmer. Der letzte Teil (vom Strichpunkt an) bleibt freilich noch sehr schwerfällig; auch ist der Sinn des „aber“ (Zeile 6) nicht recht klar, da ja kein Gegensatz folgt. Aber vielleicht sollte es auch gar nicht so klar werden.

E. Sch., 3. Es ist wahr, ein großer Teil der deutschschweizerischen Presse verhält sich ablehnend gegen die Sprachreinigung und widersetzt sich guten Verdeutschungen überflüssiger Fremdwörter, aber deutsche Modewörter nimmt sie fröhlich auf. Vom „Einmal mehr“ war in unsern Mitteilungen früher schon die Rede (VII. 1/2) und an anderer Stelle des heutigen Briefkastens wieder (fast hätten wir gesagt: „einmal mehr“!). „Verlässlich“ für „zuverlässig“ scheint uns aber richtig gebildet zu sein und nicht auffällig; es ist wohl all-gemein deutlich und nicht nur österreicherisch, wie Sie vermuten. Auch über „tragbar“ haben wir schon gesprochen (XII. 9/10 und XIII. 3/4 je im Briefkasten). Sie haben recht, es ist ein Modewort geworden, und in gutem Deutsch wird man erstens unterscheiden zwischen „tragbar“ und „erträglich“ und das erste vor allem auf körperliche Gegenstände anwenden, die man in der Hand oder auf dem Rücken trägt (tragbare Maschinengewehre im Gegensatz zu fahrbaren); „erträglich“ ist, was seelisch zu ertragen ist; Schmerzen sind erträglich oder unerträglich. Die Lasten des Versaillesvertrages wird man untragbar oder unerträglich nennen, je nachdem man gerade mehr an die Wirtschaftstechnik oder an die lebendigen Menschen denkt, die sie zu tragen haben. Die Mode besteht aber, wie Sie mit Recht sagen, darin, daß man tragbar seit einigen Jahren auch in tätigen Sinne anwendet und alles mögliche tragbar nennt, was man früher *tragfähig* nannte, sogar das Eis eines Sees, dann namentlich auch eine „Blattform“. Man kann nicht geradezu sagen, das sei falsch, denn auch „haltbar“ ist, was hält, und nicht, was gehalten werden kann; ebenso ist es bei haltbar und fehlbar; Goethe und seine Zeitgenossen nannten sogar ein gefühlsvolles Herz „fühlsbar“! Aber das sind vereinzelt Fälle, die zu vermehren kein Anlaß vorliegt, wenn man nicht eben eine Mode für einen Anlaß hält. Wenn man in der N. Z. Z., sogar unterm Strich, den Satz findet, den Sie anführen: „Hoffen wir, die

Brücke sei tragbar“, so trägt einen das doch; „tragfähig“ oder „fest“ wäre entschieden besser gewesen. Bei der beliebten „tragbaren Blattform“ stellen wir uns schon nichts Rechtes mehr vor; das Bild einer Brücke aber sehen wir deutlich vor uns, und da stört uns ihre „Tragbarkeit“.

Sie wundern sich, wie man so geschmacklos sein kann, im „Bund“ folgende Anzeige einzurücken:

Eine Oase der Großstadt ist das Dancing «Gartenmann En Ville» in Thun (1er ordre — 25 min. de Berne).

Wir vermuten, der Verfasser sei ein Nachkomme von John Raby, dem Schmied seines Glücks; Gottfried Keller hat ihn gut gekannt, er wohnte in Zürich — „25 min. de Seldwyla“.

Allerlei.

Der „Franc“. Wenn an irgend einer Hintergasse irgend ein Gemüse zu „1 Frs.“ ausgeschrieben ist oder sogar ein Verein, der auf eine besondere Art Sprachpflege betreibt, laut Rundschreiben ein Eintrittsgeld von „Frs. 1.—“ erhebt, so kann man sich über die dem Unsinne zu Grunde liegende Gesinnung noch trösten mit dem Gedanken, daß das ja nur geschrieben, aber nicht französisch ausgesprochen werde; jedermann spricht da trotz dem französischen (falschen) Mehrzahl = s auf gut schweizerdeutsch „Franken“. Wenn aber die Generalvertretung der Stabilitas A.-G. Zürich in einer ausführlichen Anzeige schreibt: „Heute darf kein Franc verloren gehen...“, so kann man das nur französisch lesen; so aber spricht der Deutschschweizer nie, und das ist Zerstörung unserer lebenden Sprache, nicht bloß der Schreibweise. Derartige war man bis jetzt eher von Berlinern als von Eidgenossen gewohnt. Der Generalvertreter der Stabilitas A.-G. Zürich ist in der Schweiz offenbar noch nicht recht eingelebt. Wir bitten ihn, unserer Sprache, der Mundart wie der Schriftsprache, die „Stabilität“ wahren zu helfen.

Ein alter Gesinnungsgenosse: Erasmus (1466—1536). Im „Lob der Torheit“, übersetzt von Dr. Alfred Hartmann, sagt S. 17 die Torheit: Ich gedenke es nämlich auch in den Fremdwörtern den modernen Stilisten gleichzutun, denen es ein himmlisches Vergnügen macht, wie ein Bluteigel zwei Zungen zu erweisen, und die ein Meisterwerk zu vollbringen meinen, wenn sie in ihren lateinischen Text alle Augenblicke eine griechische Vokabel wie einen bunten Stiefaden einflechten, auch wo sie nicht hinpaßt, und fehlt ihnen ein Fremdwort, so graben sie aus schimmlichen Folianten ein paar veraltete Wörter aus und hoffen damit den Leser zu ködern; wer sie versteht, soll mehr und mehr sich etwas einbilden, und wer sie nicht versteht, soll um so besser vom Schreiber denken, je schlechter er ihn versteht. (Auch das ist ja eine artige Unterhaltung meiner Leute, vor dem Fremdesten sich am tiefsten zu verbeugen.) H. St. †

Aus dem Zürcher „Tagblatt“:

Fußpflege. Empfiehlt sich für schmerzlose Behandlung von Hühneraugen, Hornhaut, eingewachsenen Nägeln. Vorweise 15jährige Tätigkeit. Pro Behandlung kostet nur Fr. 3.—. Garantiert sorgfältige Behandlung. Gehe auf Wunsch ins Haus. Antlich diplomiert.

Frau N. N., ...

Nach diesem Muster gedenken wir im „Tagblatt“ folgende Anzeige einzurücken:

Sprachpflege. Empfiehlt sich für schmerzlose Behandlung von Hühneraugen, sprachlicher Hornhaut, eingewachsenen Sprachfehlern. Vorweise 28jährige Tätigkeit. Pro Behandlung kostet nichts. Garantiert sorgfältige Behandlung. Gehe auf Wunsch ins Haus. Antlich diplomiert. A. St., Schriftführer des Deutschschweiz. Sprachvereins, Rüschnacht (Zürich).